

**Zeitschrift:** Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 62 (1983)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Zum 100. Todestag von Kral [i.e. Karl]Marx : teurer Vater! : Marx' Brief an seinen Vater  
**Autor:** Marx, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-339974>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Teurer Vater!

Marx' Brief an seinen Vater

*Es gibt nichts, was über Karl Marx nicht schon geschrieben worden wäre. Die Sekundärliteratur übersteigt bei weitem das Werk von Marx, das ja auch nicht gerade gering im Umfang war. Seine Werke selber werden immer weniger gelesen. Deshalb haben wir uns entschlossen, ihn zu seinem 100. Todestag selber zu Worte kommen zu lassen. Der unwesentlich gekürzte Brief an den Vater aus dem Jahre 1857 zeigt den jungen Karl Marx, den Studenten, den Sohn und den in seine Jenny Verliebte. Interessant ist an diesem Brief, was Marx so alles im Laufe weniger Monate studiert, geschrieben und gelesen hatte. Im Text weggelassen wurde der Abschnitt über die Einteilung des Rechtes, eine kurze juristische Abhandlung.*

Berlin, den 10. November.

## Teurer Vater!

Es gibt Lebensmomente, die wie Grenzmarken vor eine abgelaufene Zeit sich stellen, aber zugleich auf eine neue Richtung mit Bestimmtheit hinweisen.

In solch einem Übergangspunkt fühlen wir uns gedrungen, mit dem Adlauge des Gedankens das Vergangene und Gegenwärtige zu betrachten, um so zum Bewusstsein unserer wirklichen Stellung zu gelangen. Ja die Weltgeschichte selbst liebt solches Rückschauen und besieht sich, was ihr dann oft den

Schein des Rückgehens und Stillstandes aufdrückt, während sie doch nur in den Lehnstuhl sich wirft, sich zu begreifen, ihre eigene, des Geistes Tat geistig zu durchdringen.

Der einzelne aber wird in solchen Augenblicken lyrisch, denn jede Metamorphose ist teils Schwanengesang, teils Ouvertüre eines grossen neuen Gedichts, das in noch verschwimmenden glanzreichen Farben Haltung zu gewinnen strebt; und dennoch möchten wir ein Denkmal setzen dem einmal Durchlebten, es soll in der Empfindung den Platz wiedergewinnen, den es für das Handeln verloren, und wo fände es eine heiligere Stätte als an dem Herzen von Eltern, dem mildesten Richter, dem innigsten Teilnehmer, der Sonne der Liebe, deren Feuer das innerste Zentrum unserer Bestrebungen erwärmt! Wie könnte besser manches Missliebige, Tadelnswerte seine Ausgleichung und Verzeihung erhalten, als wenn es zur Erscheinung eines wesentlich notwendigen Zustandes wird, wie könnte wenigstens das oft widrige Spiel der Zufälligkeit, der Verirrung des Geistes dem Vorwurfe missgestalteten Herzens entzogen werden?

Wenn ich also jetzt am Schlusse eines hier verlebten Jahres einen Blick auf die Zustände desselben zurückwerfe und so, mein teurer Vater, Deinen so lieben, lieben Brief von Ems beantworte, so sei es mir erlaubt, meine Verhältnisse zu beschauen, wie ich das Leben überhaupt betrachte, als den Ausdruck eines geistigen Tuns, das

nach allen Seiten hin, in Wissen, Kunst, Privatlagen dann Gestalt ausschlägt.

Als ich Euch verliess, war eine neue Welt für mich erstanden, die der Liebe, und zwar im Beginne sehnsuchtstrunkener, hoffnungsleerer Liebe. Selbst die Reise nach Berlin, die mich sonst im höchsten Grade entzückt, zur Naturanschauung aufgeregt, zur Lebenslust entflammt hätte, liess mich kalt, ja sie verstimmte mich auffallend, denn die Felsen, die ich sah, waren nicht schroffer, nicht kecker als die Empfindungen meiner Seele, die breiten Städte nicht lebendiger als mein Blut, die Wirtshaustafeln nicht überladener, unverdaulicher als die Phantasiepakete, die ich trug, und endlich die Kunst nicht so schön als Jenny.

In Berlin angekommen, brach ich alle bis dahin bestandenen Verbindungen ab, machte mit Unlust seltene Besuche und suchte in Wissenschaft und Kunst zu versinken.

Nach der damaligen Geisteslage musste notwendig lyrische Poesie der erste Vorwurf, wenigstens der angenehmste, nächstliegende sein, aber, wie meine Stellung und ganze bisherige Entwicklung es mit sich brachten, war sie rein idealistisch. Ein ebenso fern liegendes Jenseits, wie meine Liebe, wurde mein Himmel, meine Kunst. Alles Wirkliche schwimmt und alles Verschwimmende findet keine Grenze, Angriffe auf die Gegenwart, breit und formlos geschlagenes Gefühl, nichts Naturhaftes, alles aus dem Mond konstruiert, der völlige Gegensatz von dem, was da ist, und dem, was sein soll, rhetorische Reflektionen statt poetischer Gedanken, aber vielleicht auch eine gewisse Wärme der Empfindung und Ringen nach Schwung bezeichnen alle Gedichte der ersten drei Bände, die Jenny von mir zugesandt erhielt. Die ganze Breite eines

Sehnens, das keine Grenze sieht, schlägt sich in mancherlei Form und macht aus dem «Dichten» ein «Breiten».

Nun durfte und sollte die Poesie nur Begleitung sein; ich musste Jurisprudenz studieren und fühlte vor allem Drang, mit der Philosophie zu ringen. Beides wurde so verbunden, dass ich teils Heineccius, Thibaut und die Quellen rein unkritisch, nur schülerhaft durchnahm, so z.B. die zwei ersten Pandektenbücher ins Deutsche übersetzte, teils eine Rechtsphilosophie durch das Gebiet des Rechts durchzuführen suchte. Als Einleitung schickte ich einige metaphysische Sätze voran und führte dieses unglückliche Opus bis zum öffentlichen Rechte, eine Arbeit von beinahe dreihundert Bogen ( . . . )

Am Schlusse des materiellen Privatrechts sah ich die Falschheit des Ganzen, das im Grundschema an das Kantische grenzt, in der Ausführung gänzlich davon abweicht, und wiederum war es mir klar geworden, ohne Philosophie sei nicht durchzudringen. So durfte ich mit gutem Gewissen mich abermals in ihre Arme werfen und schrieb ein neues metaphysisches Grundsystem, an dessen Schlusse ich abermals seine und meiner ganzen früheren Bestrebungen Verkehrtheit einzusehen gezwungen wurde.

Dabei hatte ich die Gewohnheit mir eigen gemacht, aus allen Büchern, die ich las, Exzerpte zu machen, so aus Lessings Laokoon, Solgers Erwin, Winkelmanns Kunstgeschichte, Ludens Deutscher Geschichte, und so nebenbei Reflektionen niederzukritzeln. Zugleich übersetzte ich Tacitus Germania, Ovids Libri tristium und fing privatim, d.h. aus Grammatiken, Englisch und Italienisch an, worin ich bis jetzt nichts erreicht, las Kleins Kriminalrecht und seine Annalen

und alles Neueste der Literatur, doch nebenhin das letztere.

Am Ende des Semesters suchte ich wieder Musentänze und Satyrmusik, und schon in diesem letzten Heft, das ich Euch zugeschickt, spielt der Idealismus durch erzwungenen Humor (Skorpion und Felix), durch ein misslungenes phantastisches Drama (Oulanem) hindurch, bis er endlich gänzlich umschlägt und in reine Formkunst, meistens ohne begeisternde Objekte, ohne schwunghaften Ideengang, übergeht.

Und dennoch sind diese letzten Gedichte die einzigen, in denen mir plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, ach! der Schlag war im Beginn zerschmetternd, das Reich der wahren Poesie wie ein ferner Feenpalast entgegenblitzte und alle meine Schöpfungen in nichts zerfielen.

Dass bei diesen mancherlei Beschäftigungen das erste Semester hindurch viele Nächte durchwacht, viele Kämpfe durchstritten, viele innere und äussere Anregung erduldet werden musste, dass ich am Schlusse doch nicht sehr bereichert hinaustrat und dabei Natur, Kunst, Welt vernachlässigt, Freunde abgestossen hatte, diese Reflektionen schien mein Körper zu machen, ein Arzt riet mir das Land, und so geriet ich zum erstenmale durch die ganze lange Stadt vor das Tor nach Stralow. Dass ich dort aus einem bleichsüchtigen Schwächling zu einer robusten Festigkeit des Körpers heranreifen würde, ahnte ich nicht.

Ein Vorhang war gefallen, mein Allerheiligstes zerrissen, und es mussten neue Götter hineingesetzt werden.

Von dem Idealismus, den ich, beiläufig gesagt, mit Kantischem und Fichteschem verglichen und genährt, geriet ich dazu, im Wirklichen selbst die Ideen zu suchen. Hatten die Götter früher über der Erde ge-

wohnt, so waren sie jetzt das Zentrum derselben geworden.

Ich hatte Fragmente der Hegelschen Philosophie gelesen, deren groteske Felsenmelodie mir nicht behagte. Noch einmal wollte ich hinabtauchen in das Meer, aber mit der bestimmten Absicht, die geistige Natur ebenso notwendig, konkret und festgerundet zu finden wie die körperliche, nicht mehr Fechterkünste zu üben, sondern die reine Perle ans Sonnenlicht zu halten.

Ich schrieb einen Dialog von ungefähr vierundzwanzig Bogen: «Kleanthes, oder vom Ausgangspunkt und notwendigen Fortgang der Philosophie.» Hier vereinte sich einigermaßen Kunst und Wissen, die ganz auseinandergegangen waren, und ein rüstiger Wanderer schritt ich ans Werk selbst, an eine philosophisch-dialektische Entwicklung der Gottheit, wie sie als Begriff an sich, als Religion, als Natur, als Geschichte sich manifestiert. Mein letzter Satz war der Anfang des Hegelschen Systems und diese Arbeit, wozu ich mit Naturwissenschaft, Schelling, Geschichte einigermaßen mich bekannt gemacht, die mir unendliches Kopfzerbrechen verursacht und so kommun geschrieben ist (da sie eigentlich eine neue Logik sein sollte), dass ich jetzt selbst mich kaum wieder hineindenken kann, dies mein liebstes Kind, beim Mondschein gehegt, trägt mich wie eine falsche Sirene dem Feind in den Arm.

Vor Ärger konnte ich einige Tage gar nichts denken, lief wie toll im Garten an der Spree schmutzigem Wasser, «das See- len wäscht und Tee verdünnt», umher, machte sogar eine Jagdpartie mit meinem Wirte mit, rannte nach Berlin und wollte jeden Eckensteher umarmen.

Kurz darauf trieb ich nur positive Studien, Studium des Besitzes von Savigny, Feuerbachs und Grolmanns Kriminalrecht,



de verborum significatione von Kramer, Wenning-Ingenheims Pandektensystem und Mühlenbruch: doctrina Pandectarum, woran ich noch immer durcharbeite, endlich einzelne Titel nach Lauterbach, Zivilprozess und vor allem Kirchenrecht, wovon ich den ersten Teil, die concordia discordantium canonum von Gratian fast ganz im corpus durchgelesen und exzerpiert habe, wie auch den Anhang, des Lancelotti Institutiones.

Dann übersetzte ich Aristoteles Rhetorik teilweise, las den berühmten Baco v. Verulam: de augmentis scientiarum, beschäftigte mich sehr mit Reimarus, dessen Buch «Von den Kunsttrieben der Tiere» ich mit Wollust durchgedacht, verfiel auch auf deutsches Recht, doch hauptsächlich nur, insofern ich die Kapitulare der fränkischen Könige und der Päpste Briefe an sie durchnahm.

Aus Verdruss über Jennys Krankheit und meine vergeblichen, untergegangenen Geistesarbeiten, aus zehrendem Ärger, eine mir verhasste Ansicht zu meinem Idol machen zu müssen, wurde ich krank, wie ich schon früher Dir, teurer Vater, geschrieben. Wiederhergestellt, verbrannte ich alle Gedichte und Anlagen zu Novellen etc., in dem Wahne, ich könne ganz davon ablassen, wovon ich bis jetzt allerdings noch keine Gegenbeweise geliefert.

Während meines Unwohlseins hatte ich Hegel von Anfang bis Ende, samt den meisten seiner Schüler kennengelernt. Durch mehrere Zusammenkünfte mit Freunden in Stralow geriet ich in einen Doktorklub, worunter einige Privatdozenten und mein intimster der Berliner Freunde, Dr. Rutenberg. Hier im Streite offenbarte sich manche widerstrebende Ansicht, und immer fester kettete ich mich selbst an die jetzige Weltphilosophie, der

ich zu entrinnen gedacht, aber alles Klangreiche war verstummt, eine wahre Ironiewut befiel mich, wie es wohl leicht nach so viel Negiertem geschehen konnte. Hierzu kam Jennys Stillschweigen, und ich konnte nicht ruhen, bis ich die Modernität und den Standpunkt der heutigen Wissenschaftsansicht durch einige schlechte Produktionen, wie «Den Besuch» etc., erkaufte hatte.

Wenn ich hier vielleicht Dir dieses ganze letzte Semester weder klar dargestellt noch in alle Einzelheiten eingegangen, auch alle Schattierungen verwischt, so verzeihe es meiner Sehnsucht, von der Gegenwart zu reden, teurer Vater.

H. v. Chamisso hat mir einen höchst unbedeutenden Zettel zugeschickt, worin er mir meldet, «er bedaure, dass der Almanach meine Beiträge nicht brauchen könne, weil er schon lange gedruckt ist». Ich verschluckte ihn aus Ärger. Buchhändler Wigand hat meinen Plan dem Dr. Schmidt, Verleger des Wunderschen Kaufhauses von gutem Käse und schlechter Literatur, zugeschickt. Seinen Brief lege ich bei; der letztere hat noch nicht geantwortet. Indessen gebe ich keinesfalls diesen Plan auf, besonders da sämtliche ästhetischen Berühmtheiten der Hegelschen Schule durch Vermittlung des Dozenten Bauer, der eine grosse Rolle unter ihnen spielt, und meines Koadjutors Dr. Rutenberg, ihre Mitwirkung zugesagt.

Was nun die Frage hinsichtlich der kameralistischen Karriere betrifft, mein teurer Vater, so habe ich kürzlich die Bekanntschaft eines Assessors Schmidhänner gemacht, der mir geraten, nach dem dritten juristischen Examen als Justitarius dazu überzugehen, was mir um so eher zusagen würde, als ich wirklich die Jurisprudenz aller Verwaltungswissenschaft vor-

ziehe. Dieser Herr sagte mir, dass vom Münsterschen Oberlandesgericht in Westfalen er selber und viele andere in drei Jahren es bis zum Assessor gebracht, was nicht schwer sei, versteht sich bei vielem Arbeiten, da hier die Stadien nicht wie in Berlin und anderswo fest bestimmt sind.

Wenn man später als Assessor promoviert zum Dr., sind auch viel leichter Aussichten vorhanden, sogleich als ausserordentlicher Professor eintreten zu können, wie es dem Herrn Gärtner in Bonn gegangen, der ein mittelmässiges Werk über Provinzialgesetzbücher schrieb und sonst nur darin bekannt ist, dass er sich zur Hegelschen Juristenschule bekennt. Doch mein teurer bester Vater, wäre es nicht möglich, dies alles persönlich mit Dir zu besprechen? Eduards Zustand, des lieben Mütterchens Leiden, Dein Unwohlsein, obgleich ich hoffe, dass es nicht stark ist, alles liess mich wünschen, ja macht es fast zur Notwendigkeit zu Euch zu eilen. Ich würde schon da sein, wenn ich nicht bestimmt Deine Erlaubnis, Zustimmung bezweifelt.

Glaube mir, mein teurer, lieber Vater, keine eigennützige Absicht drängt mich (obgleich ich selig sein würde, Jenny wiederzusehen), aber es ist ein Gedanke, der mich treibt, und den darf ich nicht aussprechen. Es wäre mir sogar in mancher Hinsicht ein harter Schritt, aber, wie meine einzige, süsse Jenny schreibt, diese Rücksichten fallen alle zusammen vor der Erfüllung von Pflichten, die heilig sind.

Ich bitte Dich, teurer Vater, wie Du auch entscheiden magst, diesen Brief wenigstens dieses Blatt der Engelsmutter nicht zu zeigen. Meine plötzliche Ankunft könnte vielleicht die grosse, herrliche Frau aufrichten. Der Brief, den ich an Mütterchen geschrieben, ist lange vor

der Ankunft von Jennys lieben Schreiben abgefasst, und so habe ich unbewusst vielleicht zuviel von Sachen geschrieben, die nicht ganz oder gar sehr wenig passend sind.

In der Hoffnung, dass nach und nach die Wolken sich verziehen, die um unsere Familie sich lagern, dass es mir selbst vergönnt sei, mit Euch zu leiden und zu weinen und vielleicht in Eurer Nähe den tiefen, innigen Anteil, die unermessliche Liebe zu beweisen, die ich oft so schlecht nur auszudrücken ver-

mag, in der Hoffnung, dass auch Du, teurer etwig geliebter Vater, die vielfach hin und her geworfene Gestaltung meines Gemüts erwägend, verzeihst, wo oft das Herz geirrt zu haben scheint, während der kämpfende Geist es übertäubte, dass Du bald wieder ganz völlig hergestellt werdest, so dass ich selbst Dich an mein Herz pressen und mich ganz aussprechen kann

Dein Dich ewig liebender Sohn

Karl.

tet, findet zur Zeit kein Echo. Offensichtlich wird vergessen, dass erstens das bisherige planlose Mitschwimmen im internationalen Wachstumsstrom konsequenterweise auch das Mitstürzen in die internationale Krise beinhaltet, und zweitens einige qualitative Veränderungen die Rechtfertigung «Was früher nicht nötig war, braucht es auch jetzt nicht zu sein» noch verantwortungsloser erscheinen lässt, als sie es schon immer war. Dass sich gegen eine vermehrte und konsequentere Ausrichtung der wirtschaftlichen Massnahmen auf das Gesamtinteresse vor allem jene wenden, die beim jetzigen «laisser-faire» profitierten und sich wenig um volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Folgen kümmern, liegt auf der Hand. Entsprechend versuchen sie auch, die Fehlentwicklungen dem Staat und seinen sozialen Einrichtungen in die Schuhe zu schieben. Verantwortungslos ist dabei vor allem, dass *nicht eine bessere Wirtschaftspolitik, sondern möglichst gar keine gefordert wird*. Wo wurden denn je komplexere und schwierigere Probleme dadurch gelöst, dass man sich ihrer einfach nicht annahm?

Es gibt nach meiner Ansicht vor allem drei Bereiche, bei denen deutlich wird, warum die Wirtschaftspolitik vermehrt koordinierend und lenkend eingreifen muss.

### *1. Autarke Räume sind sehr klein geworden*

In unserem hochindustrialisierten Land mit einem grossen Dienstleistungssektor ist jener Teil, in dem sich einzelne selbst versorgen (z.B. Nahrungsmittelproduktion, Kleiderherstellung, Kranken- und Altersbetreuung) sehr klein geworden. Entsprechend ist die Abhängigkeit von äusseren Einflüssen,

### *Wirtschaftspolitik: Handeln bevor es zu spät ist*

# Der Kapitalismus frisst seine eigenen Kinder auf

Von Ruedi Winkler

*Mit der annähernden Verdoppelung der Zahl der Ganzarbeitslosen in der Schweiz von 12'337 Ende August auf 23'579 bis Ende Dezember 1982 und dem Anstieg der Zahl der Kurzarbeitenden von 28'509 auf 61'983 in der gleichen Zeit ist die Illusion, die Schweiz könne sich der seit einiger Zeit sich abzeichnenden internationalen Krise entziehen, selbst bei professionellen Optimisten gesunken.*

Bekanntestes Beispiel: Der gleiche Bundesrat, der in der Wirtschaftsdebatte im Herbst 82 in den eidgenössischen Räten noch die Meinung vertrat, es drängten sich keine Sondermassnahmen auf, kündigte im Dezember ein Arbeitsbeschaffungsprogramm an. Ebenso ist der Ruf nach einer Verbesserung (d.h. Beiträge des Bundes) der Exportrisikogarantie laut und vernehmlich ertönt. Eine

vom Volkswirtschaftsdepartement eingesetzte Arbeitsgruppe schlägt in einem Bericht eine Innovationsrisikoversicherung vor (mit Beiträgen des Bundes).

### *Genügen Feuerwehrrübungen?*

Diese Beispiele weisen auf den Charakter der schweizerischen Wirtschaftspolitik hin. Sie reagiert meist, wenn Unerwünschtes bereits eingetroffen ist, sie wird nur partiell tätig, und es gibt keinen verbindlichen Orientierungsrahmen, in dem die längerfristigen wirtschaftlichen Ziele festgelegt und auf den auch die kurzfristigen Massnahmen ausgerichtet werden könnten. Wer für die Schweiz ein Wirtschaftskonzept, entsprechend etwa dem Gesamtenergie- oder dem Gesamtverkehrskonzept mit anschliessender rollender Planung für die wichtigsten volkswirtschaftlichen Grössen befürwor-

rokratie. Das führte zu einer Abkehr breiter Massen vom Staat und zum allmählichen inneren Verfall, der durch Sklavenaufstände noch beschleunigt wurde.

Die Macht der Beamten wuchs in Rom unaufhaltsam, obwohl mehrere Kaiser versuchten, Verwaltungsreformen durchzusetzen. Für die Bürger bedeutete das einen spürbaren Verlust an Freiheiten. Da die Beamenschaft nicht nur korrupt war, sondern ihre einträglichen Posten vererben konnte, entzogen sich immer mehr Menschen einer Gesellschaft und wählten eine Aussenseiterrolle. Das galt vor allem für die mutige Minderheit der ersten Christen. Doch als Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhob, erhöhte sich der Druck von oben auf Grund des Bekehrungseifers der Christen.

Der Konflikt zwischen Reichen und Armen wurde durch die Inflation noch verschärft. Die nur in Händen der Reichen befindlichen wertbeständigen Goldmünzen entsprachen im Jahr 324 4500 Denari, Münzen in versilberter Bronze. 13 Jahre später entsprach der solidus — so hiess die Goldmünze — bereits 275'000 Denari. Kleinbauern wurden durch die Inflation bettelarm. Viele zogen es vor, fortan lieber als Räuber durch die Lande zu ziehen. Demgegenüber stellten die Staatspächter die Kapitalistenschicht dar, weil ihnen Sklaven als billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Der alte Cato verkündete deshalb in einem Lehrbuch, man solle alte und kranke Sklaven schleunigst abstossen. Solange die römischen Soldaten bereits bei ihrer Verpflichtung Bürgerrechte erhielten, war der Waffendienst beliebt. Doch als

alle Einwohner Bürgerrechte besaßen, änderte sich diese Einstellung, obwohl Privilegien wie eine Altersversorgung in Form von Landbesitz neue Anreize schufen. Da immer mehr Wohlhabende sich freikaufen konnten, leisteten Germanen und Hunnen Söldnerdienste. Allerdings verspürten sie im Laufe der Zeit immer weniger Lust, den ehrenvollen Tod fürs Vaterland zu erleiden. Die wachsenden Kosten für das Heer mussten durch hohe Steuern aufgebracht werden, wobei die Landbevölkerung durch Grundsteuern 90 Prozent aufbringen musste.

Die Grossgrundbesitzer schonte der Staat. So besass die heilige Melanie 60 Güter, jedes mit 300 Hektar. Die Steuerbefreiung für eine bevorzugte Klasse im Römischen Reich fand im mittelalterlichen Feudalsystem Nachahmung. Rom schröpfte lieber die kleinen Eigentümer. Sie mussten ihre Steuern sofort bezahlen und waren deshalb häufig gezwungen, sich Gelder mit Wucherzinsen zu leihen. So endete schliesslich das römische Weltreich an seinen inneren Widersprüchen, in dem eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit lebte. Je länger man diesem Verfall nachspürte, desto deutlicher treten Parallelen zu den westlichen Industriestaaten zu tage.

#### 1837 nicht 1857

Karl Marx hat den Brief an seinen Vater natürlich nicht im Jahre 1857, sondern 1837 geschrieben. Wir bitten den Druckfehler in der letzten Nummer der «Roten Revue» zu entschuldigen.

## SP- Bildungstelefon

**mir nämes wies chunnt**

**heimer alti hüser  
boue mer dert paläsch  
für e mehrverchehr  
tüemer straassne  
gits lärme  
mache mer wänd  
gruusen is d wänd  
male mer bilder druuf  
oder pflanzen eföi**

**wed id stadt chunnsch  
gsehsch weeni vo der stadt  
hinger de brätterzüün  
verschalige u grüsch  
lueg dür ne spalt  
i der brätterwand  
de gsehsch krään  
wo angeri krään ufrichte  
verschalige  
wo angeri verschalige  
umschliesse  
balke  
wo angeri balke stütze**

**du fragsch  
«wo isch der plan  
wo dir öich dernaa richtet»**

**u si säge  
«mir zeigene de wemer  
fertig sy  
etz müesse mer schaffe  
mir nämes äbe wies chunnt  
hie wo die alte hüser  
gsyy sy  
boue mer paläsch  
u für e mehrverchehr  
breiteri straasse  
gits lärme  
mache mer wänd  
gruusen is d wänd  
pflanze mer eföi»...**

**Bildungstelefon der  
SP Aargau 064 / 22 41 02**